

Droht der deutschen Sprache Verkalkung?

Autor(en): **Munsa, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Droht der deutschen Sprache Verkalkung?

Daß sich unsere Muttersprache in den letzten Jahrzehnten eigenartig verändert hat, ist sicherlich schon jedem Deutschsprechenden der älteren Jahrgänge aufgefallen. Es soll hier nicht von der Überflutung der Gegenwartssprache mit Ausdrücken aus dem amerikanischen Englisch die Rede sein — das hieße Eulen nach Athen tragen —, sondern von einem klar erkennbaren Zug der Einförmigkeit, zum Schemenhaften. Ein Zug zum Formelhaften haftet von jeher allen Sprachen an. Unter anderen jüngeren Autoren hat Peter Handke in seinem „Kaspar“ das Klischeehafte der Gesellschaftssprache bloßgestellt.

Im Sprachstil des nationalsozialistischen Regimes gab es Wortformeln, die der Sprachgemeinschaft besonders auffielen: Einsatz, zum Einsatz kommen, einsetzen, betreuen, Betreuung, tragbar, untragbar, auf Vordermann bringen, u. ä. m. Während dieser Mißbrauch der Sprache in der Nachkriegszeit von den Kritikern scharf gegeißelt wurde, entstand unmerklich, dann immer deutlicher ein Formelschema, das alles bisherige Klischeehafte in den Schatten stellt.

Wer sich Fernseh- und Rundfunkgespräche mit Politikern, Fachleuten, aber auch mit Menschen aus dem Publikum anhört, wird sich wie bei einem Tonbanddienst fühlen, wo immer wieder folgende Phrasen vorkommen: „Wir sind integriert, konfrontiert“, „Ich habe (wir haben) Probleme“, „Primär ist das positiv“; dazu kommen als Pflichtvokabeln: realisieren, kontrollieren, votieren, optimal, generell, desolat, sowie noch die deutschen Mißbildungen: einmal mehr, in etwa, beinhalten, ansonsten, bräuchte, fragt. Damit ist der Wortschatz der Interviewer und Interviewten fast erschöpft. Der Rest sind Fürwörter, Hilfszeitwörter und Partikeln. Das wird allmählich auch zur Sprache der Masse, einer Masse, die alle Gesellschaftsschichten umfaßt, denn der Einfluß der Massenmedien hat heute alle anderen Einflüsse verdrängt. Das schafft Probleme.

Was sind *Probleme*? Das griechische Stammwort (eigentlich ‚das Vorgeworfene‘) bezeichnet zuerst einmal einen Vorsprung, ein Vorgebirge, eine Klippe. Erst in übertragener Bedeutung entspricht es im klassischen Griechisch unseren Begriffen ‚Aufgabe‘, ‚Streitfrage‘. Im Abendland wurde diese Vokabel zunächst in der Philosophie und in der Mathematik verwendet, um eine gestellte Aufgabe zu bezeichnen, die zu lösen ist. Im heutigen Alltag will der Erwachsene mit ‚Probleme haben‘ ausdrücken, daß er auf Schwierigkeiten stößt, die er bewältigen muß, um zu bestehen. Der grüne Junge und der Backfisch aber, die von Problemen

reden, meinen damit entweder, daß sie in der Schule versagen oder sich mit den Eltern nicht verstehen, aber auch, daß sie haltlos geworden sind, nicht wissen, was sie eigentlich wollen, keine Linie in ihrem Leben gefunden haben, keinen Sinn in ihrem Dasein finden oder gar hoffnungslos verliebt sind, sofern sie nicht schon dem Suchtgift verfallen sind. Mit dem schablonenhaften Ausdruck „Ich habe Probleme“ werden all die genannten Ausdrucksmöglichkeiten weggewischt, die zwar von der Jugend noch verstanden, aber nicht mehr gebraucht werden. Was bleibt, ist ein eintöniges Schwammwort mit all seiner Unklarheit, und kein eindeutiges Signal.

Noch weiter als bei den „Problemen“ scheint das Wortfeld „integrieren“ gefächert zu sein. In der Aufsatzsammlung „Geschichte in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“, herausgegeben vom Institut für Österreichkunde bei Hirt, Wien 1970, findet sich auf Seite 10 folgender Satz: „Ein Drittel der Einwohner stand außerhalb der kapitalistischen Gesellschaft und integrierte ein konkurrierendes System...“ Auch hier kann man sich unter dem Schablonenwort sehr Verschiedenes vorstellen. Wer die Geschichte der ersten Republik Österreich genau kennt, wird sich unter dem konkurrierenden System gewiß den Austromarxismus vorstellen und ‚integrieren‘ hier als Beitritt oder Zustimmung zur Sozialdemokratischen Partei auffassen. Wer mit den damaligen Verhältnissen nicht vertraut ist, wird hier vielleicht an den Ausbau dieses konkurrierenden Systems denken, denn ‚integrieren‘, von lat. *integer* (‚unversehrt‘, ‚unvermindert‘, ‚ganz‘) abgeleitet, heißt ja nichts anderes als ‚vervollständigen‘, ‚wiederherstellen‘; in diesem Sinne wird es in der Mathematik gebraucht und nur in diesem Sinne ist es ein transitives Verb. Wenn ‚integrieren‘ die Bedeutung ‚beitreten‘ haben soll, dann müßte auf dieses Verb die Präposition ‚in‘ folgen; eine solche Verwendung wäre aus dem Französischen entlehnt. Nun stammt diese Stelle aber aus der Übersetzung eines englisch geschriebenen Buches. Die Übersetzer bleiben seit jeher immer wieder an der Idiomatik des fremdsprachigen Originals hängen, das zeigten schon die Bibelübersetzungen.

Während die Techniker noch immer Bestandteile in ihre Geräte ‚einbauen‘, preist die Werbung „Die erste Drehtellerbindung mit *integrierter* Fersenbremse“ an. Noch unklarer wirkte dieses Modewort aus dem Munde eines Gymnasiasten, der, im Fernsehen über die Aufführung einer Wanderbühne befragt, erklärte: „Wir fühlten uns integriert.“ Was wollte er also sagen? Fühlten sich die jungen Leute von der Aufführung angesprochen? Fühlten sie sich ins städtische Kulturleben einbezogen? Fühlten sie sich etwa als Glieder einer neuen Gesellschaft? Empfangen sie aus dem

Bühnenstück eine Bekräftigung ihres Daseinsbewußtseins? All das könnte man aus der nach allen Richtungen zerfließenden Dunstwolke ‚integrieren‘ herauslesen. Das Verschwommene dieses Wortes kam aber dem jungen Burschen gerade recht, denn so brauchte er sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, was er eigentlich sagen wollte. Mit ‚integrieren‘ bekam seine Denkfaulheit einen schimmernden Anstrich; er mußte nicht eingestehen, daß ihm in seiner Muttersprache die Worte fehlten, um auszudrücken, was ihn bewegte.

Der Wortschatz unserer Muttersprache muß ja erst in mühevoller Weise unser ganzes Leben hindurch erarbeitet werden, erarbeitet nicht nur im Bücherlesen, sondern auch im täglichen lebhaften Gespräch und in neuester Zeit in ständiger Auseinandersetzung mit Hörfunk- und Fernsehsendungen. Selbst der amerikanische Linguist Noam Chomsky, Schöpfer der „generativen Transformationsgrammatik“, hat vor einigen Jahren im Fernsehen erklärt, er glaube nicht mehr daran, daß die Sprachschemen den Kindern angeboren seien — das war seine ursprüngliche Ansicht —, sondern er habe sich durch Beobachtungen überzeugen können, daß die Kinder das Sprachliche erst auf einem langen Weg erlernen müßten. Wie notwendig dieser steinige Weg zum sprachlichen Ausdruck ist, zeigen die Beobachtungen des Sprachpädagogen Günther Bittner. Er sagt¹: „Das Erlernen der Erwachsenensprache ist notwendig mit Frustration für das Kind verbunden; die Frustration dürfte sogar einen nicht unwesentlichen Motor der sprachlichen Entwicklung darstellen. Wir sahen in der Erziehungsberatung ein fast dreijähriges Mädchen, das noch kein Wort sprechen gelernt hatte. Die Beobachtung der Mutter, wie sie mit ihrem Kind umging, ließ die Ursache der Sprachverzögerung zweifelsfrei erkennen: die Mutter las dem Kind jeden Wunsch von den Augen ab — wozu hätte das Mädchen sich anstrengen und sprechen sollen?“ Was für das sprachlich unterentwickelte Kind gilt, läßt sich sinngemäß auf eine Gesellschaft anwenden, die sich mit ein paar Redensarten begnügt. Gerade der stets wiederkehrende Gebrauch bestimmter Abstrakta (in der Politik: Konzept, Konzeptlosigkeit, Konsens, Alternative) führt zur Vernachlässigung aller anschaulichen Ausdrucksmöglichkeiten unserer Sprache. Wenn nun eine Fülle von anschaulichen Zeitwörtern, wie: ausbauen, vervollständigen, einfügen, einbauen, einordnen, nicht mehr gebraucht werden, gehen sie eben allmäh-

¹ Reclam: Arbeitstexte für den Unterricht: Funktionen der Sprache, S. 60; Stuttgart 1974/76. Laut Literaturangabe ist dies eine Stelle aus dem Buch „Sprache und affektive Entwicklung“ von Günther Bittner. Stuttgart: Klett ²1973 (¹1969), (Sozialpädagogik 2.) S. 26—35.

lich verloren. Die neue Generation kennt dann nur das intellektuelle Schwammwort ‚integrieren‘, das manchmal sogar sinnwidrig verwendet wird. Man kann sich täglich beim Zeitungslesen und Rundfunk- oder Fernsehhören davon überzeugen, wie gedankenlos ‚integrieren‘ immer wieder gebraucht wird. Der Bahnbrecher für dieses Modewort war offensichtlich das Partizip ‚integrierend‘; es war attributiv (ein integrierender Teil) schon lange für das deutsche Eigenschaftswort ‚wesentlich‘ in Mode, bevor ‚essentiell‘ als Konkurrent in der Sprache der Halbgebildeten auftauchte.

So wie hinter ‚integrieren‘ der Einfluß der Mathematik steckt, steht jener der Naturwissenschaften und der Medizin hinter den Modewörtern ‚primär‘ und ‚positiv‘. Der Satz „Primär ist das positiv“ ist zu einer Art Gebetsformel geworden, die man so ziemlich in jedem Fernsehgespräch hören kann. ‚Primär‘ hat seinen Weg in den Alltag wohl aus der Fachsprache der Heilkunde genommen und wird dort meistens für die anfängliche, grundlegende Krankheitserscheinung gebraucht, in deren Folge sich andere, ‚sekundäre‘ Erscheinungen bilden können. Wenn aber ein junger Mensch, nach dem Wert von Theateraufführungen für Schüler befragt, mit „Primär ist das positiv“ antwortet, so meint er natürlich nicht, daß der erste Eindruck günstig sei, sondern er will damit das sagen, was auf deutsch heißt ‚an sich‘ oder ‚im wesentlichen‘, „Im Grunde kann man das begrüßen.“ Vielleicht wollte er auch nur schlicht sagen: „Das ist zu begrüßen.“ Mit der scheinwissenschaftlichen Formel kam er sich eben gebildet vor. Mit ‚positiv‘ werden heute eine Reihe Eigenschaftswörter und auch Zeitwörter ersetzt, wie: günstig, wertvoll, begrüßenswert, anerkennenswert, gut; (etwas ist zu) begrüßen, (dem kann man) zustimmen, (das muß man) anerkennen.

Dies wird auch das Schicksal der Zeitwörter ‚sich mit etwas oder mit jemandem auseinandersetzen‘, ‚jemandem gegenüberstehen‘ sein; sie werden durch ‚konfrontieren‘ gelöscht. Dank dem Fernsehen ist dieses Wort schon in die breite Masse gedrungen. So hörte ich eines schönen Tages einen Bauern zu einem Reporter sagen: „Ja, wir werden mit diesem Problem konfrontiert.“ Wenn einmal die Bauern solche Phrasen nachplappern, hört die lebendige Sprache ebenso auf wie das Volkslied. Was bleibt, ist sprachlicher Kalk. Die Politiker sprechen ja immerfort von Problemen, mit denen man konfrontiert wird. Dafür bieten sich außer der Redensart ‚sich mit einer Frage auseinandersetzen‘ noch andere Möglichkeiten; z. B.: „Mit diesen Schwierigkeiten müssen wir fertig werden“; „Da steht uns noch eine Aufgabe bevor“ oder „Das ist eine Aufgabe, die wir noch bewältigen müssen“ u. ä. m. Es ist der Krebs Schaden fertiger Formeln, daß sie nichts Ein-

deutiges aussagen. Den Politikern mag ein solcher Stil willkommen sein. Wenn sie von Journalisten mit Fragen bedrängt werden, können sie in nichtssagende Klischees ausweichen. Wohl gemerkt, es geht hier nicht um einzelne Fremdwörter — die mögen vor allem in den Fachsprachen ihre Berechtigung haben —, es handelt sich hier um Phrasen, die wie auf einer Drehorgel abgespult werden.

Zu einer Nervensäge hat sich das vom lat. Superlativ ‚optimus‘ (der Beste) abgeleitete küchenlateinische ‚optimal‘ entwickelt. Kein Fernsehgespräch zu technischen und wirtschaftlichen Themen ohne ‚optimal‘! Mitunter kann man auch die Übersteigerung ‚optimalst‘ („optimalste Lösung“!) hören. Auch hier gibt es in unserer Muttersprache Unterscheidungen: Eine Maschine, die optimal funktioniert, kann eine Maschine sein, die das Bestmögliche leistet, aber auch eine, die klaglos arbeitet. Beides fällt in ‚optimal‘ zusammen. Um den Beliebtheitsgrad unter den Modewörtern ringt in letzter Zeit mit ‚optimal‘ das neulateinische ‚generell‘ für: allgemein, im allgemeinen. Ob da das englische *generally* von Einfluß gewesen ist?

Zu den Modewörtern der Massenmedien gehört auch ‚kontrollieren‘. Im Nachrichtendienst unserer Zeit beherrschen die Aufständischen nicht mehr die Gebirgspässe, sie ‚kontrollieren‘ sie. Der Feuerwehr gelingt es nicht mehr, das Feuer einzudämmen, nach heutigem Medienstil „bringt sie das Feuer unter Kontrolle.“ Vor einigen Jahren berichtete ein Sportreporter: „Der bayrische Traber kontrollierte das Rennen.“ Eigentlich wäre dies die Aufgabe der Schiedsrichter und Funktionäre gewesen. Diese uns bisher fremde Verwendung von ‚kontrollieren‘ ist von den zeitgenössischen Publizisten aus dem Englischen übernommen worden. Seinem „understatement“ folgend, hat der Engländer die Herrschaft über die Meere „the control oft the seas“ genannt. Die Massenmedien haben diese Sonderbedeutung auch in andere europäische Sprachen eingeschleust. Im „Petit Robert“ von 1976 wird als letzte (4.) Anwendung des franz. ‚contrôler‘ auch „avoir sous sa domination“ (unter seiner Herrschaft haben, beherrschen) angeführt. Im italienisch-deutschen Langenscheidt-Handwörterbuch von 1974 findet sich unter dem Stichwort ‚controllare‘ als letzte Bedeutungsvariante „economia controllata“ = die gelenkte Wirtschaft. Es würde über den Rahmen dieses Artikels hinausführen, wollte man alle Fremdwörter lateinischer und romanischer Herkunft besprechen, deren englische Sonderbedeutung in die deutsche Mediensprache übernommen wurde.

Nicht nur das Englische, auch das Niederdeutsche dringt immer mehr auf Kosten des Hochdeutschen vor. So wird in der Nachkriegszeit das hochdeutsche ‚Pfui rufen‘ durch das nd.-engl.

,buhen' ersetzt und in jüngster Zeit das hd. ,Tag und Nacht' durch ,rund um die Uhr'. Broder Carstensen hat im Wiesbadener „Sprachdienst“² die Frage untersucht, ob ,rund um die Uhr' eine Übersetzung des engl. ,around the clock' sei. Seine Nachforschungen ergeben, daß in Norddeutschland die ersten Belege für diese Redewendung ebensoalt sind (1843) wie die englischen. — Man könnte hier noch die allmähliche Verdrängung von „bisher“ durch „bisläng“ erwähnen. — Gegen die groteske Redewendung ,in etwa' für ,etwa', ,ungefähr', ,vielleicht' wendet sich sogar ein Norddeutscher im Berliner „Tagesspiegel“, wie die „Wiener Sprachblätter“ im Märzheft 1983³ berichten. — Ebenso wird ,weit mehr', ,weit größer' durch ,sehr viel mehr', ,sehr viel größer' verdrängt. Fast jede Steigerung wird heute mit ,sehr' gebildet; ,oft' genügt nicht mehr, ,sehr oft' ist so gut wie obligat geworden. Dieser übermäßige Gebrauch des Adverbs ,sehr' macht natürlich auch den Stil eintönig.

Wesentlich zur Entwicklung einer papierenen Zeichensprache trägt in den deutschen Drucken eine Unsitte bei, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg um sich gegriffen hat, nämlich die Zitierung von Buchtiteln und Bühnenwerken ohne Rücksicht auf die Fallbeugung des Artikels nach einem vorhergehenden Verhältniswort. So liest und hört man heute: „Aus ,Die Grundlagen der Sprachwissenschaft“, „Sein Auftritt in ,Die Meistersinger von Nürnberg“; Gerhard Koß schreibt im „Sprachdienst“, 8/1977, auf S. 117 oben: „Im Frühjahr 1976 erschien Ivan Steigers Jugendbuch *Nicole entdeckt die Felsenstadt* als zweiter Band von *Die schönsten Träume träumt Nicole*.“ Es wäre hier ohne weiteres möglich gewesen, „Jugendbuch“ vor den zweiten Buchtitel zu setzen; damit wäre der sprachliche Ausdruck einwandfrei gewesen. Was dem Leser und Hörer aus den hochdeutschen Stammgebieten einen Schock versetzt, muß dem Ohr des Norddeutschen gar nicht weh tun, denn im Niederdeutschen — und die Mundart ist die eigentliche Muttersprache — ist der Artikel ,de', nfrk. ,ten' (ten Haag) undeklinierbar wie das engl. ,the'. Man hat wirtschaftliche Gründe für diese sprachwidrige Art des Zitierens geltend gemacht: Raumersparnis beim Drucken, wenn man den Werktitel unverändert nennen will. Außerdem sollte diese Art des Zitierens nur in der Schrift, nicht beim Sprechen gebraucht werden. Tatsächlich aber bringen die Sprecher des Rundfunks und Fernsehens diese Sprachwidrigkeit auch in die Lautung. Ihnen folgen Personen, die in der Öffentlichkeit auftreten, und denen folgt wieder die Masse der Seher und Hörer.

² „Der Sprachdienst“, 6/1977, S. 81 ff.

³ „Wiener Sprachblätter“, 1983, 1./2. Heft, S. 20, 2. Spalte: „In etwa“

Gegen die Vergewaltigung der deutschen Sprache wandte sich auch die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung auf ihrer Jahrestagung im Oktober 1979. Ihr Thema lautete: „Sprachliche Normen in Presse, Hörfunk und Fernsehen“. In einem sehr kleinen Bericht des Wiener „Kuriers“ heißt es dazu: „... ihr Anliegen war, die deutsche Sprache vor ‚Wildwuchs‘ zu bewahren. Die Mediensprache sei oft unschön, ungrammatisch, unverständlich, ungenau, ideologisch belastet und manchmal auch unwahr, hieß es. Das gesprochene Wort (Rundfunk) schade der Sprache allerdings mehr als das gedruckte (Presse), meinte ein Diskussionsredner.“ Wir müssen aber den Zeitungsschreibern zugestehen, daß sie sich in den Leitartikeln und Glossen um ein stilistisch hochstehendes Deutsch bemühen, das wohltuend vom Stil der Tageschronik und der Sensationsaufmachungen absticht. Wer liest aber schon die inhaltlich wertvollen Artikel?

Die Masse, sie bildet ja die Sprachgemeinschaft, wird immer mehr vom Fernsehen geformt. Hier aber wird, von wenigen Sendungen abgesehen, der Wortschatz auf stets wiederkehrende Modellausdrücke beschränkt. Muß dies nicht zur Verödung des sprachlichen Ausdrucks führen?

Franz Munsá

Realismus und Moderne

Ein Beitrag zur Realismus-Debatte

Der literarische Begriff „Realismus“, der vorerst eine Stilrichtung oder Epoche des 19. Jh.s (Keller, Raabe, Storm, Fontane u. a.) meint, beinhaltet schon von seiner Wortbedeutung (Realismus = Wirklichkeitskunst) her einen folgenschweren Irrtum, und zwar in dem Sinne, als er vorgibt, seine Vertreter hätten die Wirklichkeit für die Dichtung entdeckt. Und dieser Irrtum haftet ihm heute — wenn auch weniger auffällig — noch genauso an wie im 19. Jh. Was meinen denn die verschiedenen Formen von Realismus (magischer Realismus, moderner Realismus, dialektischer Realismus usw.) anderes, als daß man sich der Wirklichkeit, die man nach Expressionismus, Dadaismus, Surrealismus u. a. verloren zu haben glaubte, wieder bemächtigt hat!

Diese Neuentdeckung der „Wirklichkeit“ in unserem Jahrhundert beginnt mit der Bewegung der „Neuen Sachlichkeit“ in den zwanziger Jahren und führt dann zu der für die Naturalisten schon längst bekannten These, die Dichtung sei voll und ganz in den Dienst der *Sache*, d. h. der Widerspiegelung gesellschaftli-